

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 1 (1911)
Heft: 42

Artikel: Vater Klaus
Autor: Reinhart, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640571>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 42 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

4. November

Novemberdämmern.

Von O. Volkart, Bern.

Die Blätter fallen im Walde,
Der Rebel zieht über's Tal,
Ein Bübchen ruft seinen Kühen
Und pfeift und jodelt zumal.

Schon funkelt Licht in den Häusern,
Die Farben tauchen ins Grau,
Es kommen glimmend die Sterne
Gemach im flimmernden Blau.

Hier sinn' ich still an der Halde,
Bis Nacht rings alles umfängt;
Es wehen kühler die Winde,
Ins Herz die Wehmut sich drängt.

Dater Klaus.

Aus „Heimwehland“ von Josef Reinhart.

Der junge Doktor Reinert mußte auch wieder einmal heimreisen. Nach Schönwyl hatte ihm der Vater geschrieben, ob er seine Heimat vergessen habe und seinen alten Vater.

So war er am Sonntagmorgen in den Zug gestiegen, und in einer Stunde war er schon in der Hauptstadt. Da hatte er nicht lange sich versäumt; er wußte wohl, der Vater wartete daheim mit Schmerzen.

Er trat den Heimweg an, dem Walde zu, hinter dem sich das Heimattälchen versteckte, wie ein unscheinbares, scheues Maitli. Als er jetzt auf dem Stadtweglein zum Walde heraustrat, war es ihm, als sähe er in ein offenes Bilderbuch. Seine Jugendzeit breitete sich vor ihm aus. Dort am Waldrande hinter den Bäumen das Schindelhaus, dort am Hügel an der Sonnenseite die Felder, wo er einst zu Acker getrieben mit dem Bruder, der jetzt schon lange fort war und nicht mehr geschrieben hatte, seit er im Unfrieden von Hause gegangen. Dort oben der Wald, wo sie von den hohen Rot-tannen die Tannzapfen geschüttelt und auf den Weisstannen die Nester ausgenommen. Dahinter wie ein Wächter der Berg, der jetzt noch ernst und kahl herunterschaute auf das Land herab, als wenn er horchte, ob der Frühling sich noch nicht bald zeigen wolle da unten, mit grünen Wiesen, gelben Hügeln und Buchfinkengesang. Der Berg, wo sie einst am Frühlingssonntag Waldhorne geschnitten und leere Bienenkörbe ausgelegt und Flußblüemli geholt.

Früher war er immer gern wieder heimgelommen, da hatte ihn niemand mahnen müssen. Da war die Mutter noch da. Aber seit sie gestorben, war es anders geworden; sie

hatte immer Sorge gehabt, daß die harten Grinde sich nicht zu nahe kamen. Wie zwei starrköpfige Stiere hatte sie die beiden, Vater und Bruder, nebeneinander geführt, bis zum Tode. Dann war es nicht mehr gegangen. Der eine wollte hüft, der andere hott; so war das Fuhrwerk aus dem Geleise gekommen. Im Unfrieden war der Bub fort, über das große Wasser.

Nun ging der Doktor die Hofstatt hinauf, wo schon die Stare in den Kästchen lärmten.

Jetzt kam der Alte den Hausgang hervor. Auf der Schwelle war er im Begriff, die Hand über den Augen, nach dem Stadtweglein auszuschaun, da stand schon der Sohn vor ihm.

„Hat's endlich gelangt?“ und der Doktor streckte ihm die Hand entgegen; da fühlte er, wie diese zitterte. Der Vater hatte keinen guten Tag, er giftelte, häßelte. Er war wieder einmal einzig mit einem Knecht. Mit den Mägden kam er nicht mehr aus. Das sei ein Leben! er kaufe bald lieber ein Dergeli und ziehe im Land herum, als so zu leben. Ein Hund hätte es besser. Alles selber machen, zuerst auf und zuletzt zur Ruh! Das war ein Seufzen und Wehmütigtun, wie bei einem magern Mannli, dem der Weibel jede Woche einmal zwischen Tag und Nacht vor der Türe steht.

Es sei gut, daß es rasch hintenab gehe mit ihm und er bald bei der Kirche liegen könne. — Dem Sohne schmeckte heute das Essen nicht an Vaters Tisch, sodaß ihm der Bissen im Halse stecken bleiben wollte; er hatte bald genug und legte Gabel und Messer weg. „Es ist niemand, der Euch plagen will,“ sagte er zum Vater, „es ist überall ein Kreuz!“

Der Sohn konnte es dem Vater nicht übelnehmen. Er hatte wieder eine böse Zeit, die Magd war fort. Der Knecht war die letzten Tage auch nicht mehr wie sonst, dubelte und machte den Kolber. Der Vater hatte überall sein müssen, im Stall, in der Scheune, in der Käseerei und in der Küche. Da war er unwirsch und sein sonst wenig herabgeleiteter Mund lief über von Klagen, von Selbstvorwürfen, daß er nicht schon früher abgehängt und jetzt in seinen alten Tagen noch den Narren mache, und niemand sage ihm: Dank dir Gott. Jetzt erst sah der Sohn so recht, wie der Vater alt geworden, als der Messer und Gabel abgelegt hatte und da saß, wo er früher immer gesessen, den Kopf in beide Hände gestützt und in den Teller hineinstarrte, nur ab und zu durch ein schweres „Ja, ja“ von seiner anhaltenden Niedergeschlagenheit Kunde gebend.

Der Doktor hatte die Zeitung vor sich; aber seine Augen forschten von der Seite nach dem Gesicht des Vaters. Wie nun der Alte so dasaß, die magern abgearbeiteten Arme aus dem farbigen Werktagshemd heraussstreckend, hatte der Doktor Mitleid. „Nein, das ist kein Leben mehr, so darf's nicht mehr sein; es ist Zeit,“ rief er aus, stand vom Tisch auf und stellte sich vor den Vater, der erstaunt aufschaute. „Vater, Ihr kommt zu mir!“ Der Vater sah ihn an, wie einen, der etwas Unglaubliches gesagt hat. Dann senkte er den Kopf wieder. Es war der letzte Kampf des bis heute noch tätigen und leitenden Bauers mit dem gebrochenen Greise. Tränen rannen über die Wange und die Hand. Der Vater hätte sich vor wenigen Jahren noch geschämt, vor seinem Sohne zu weinen. Er hatte ihn nie weinen sehen. Der Doktor bemerkte, wie er kämpfte, wie das Leid hinaus wollte, wie er es hinunterschluckte; die dünnen, farblosen Lippen zuckten, wie es vor einem Gewitter blitzte im grauen Gewölke; dann sank der Kopf auf die Arme hinunter, und wie er dann schluchzte, fühlte der Sohn eine Liebe zu dem Vater, der ihm in seiner Strenge doch manch hartes Wort gegeben.

Das war ein schwerer Kampf gewesen, bis er sich endlich aufrichtete: Er habe auch schon daran gedacht, aber ob es ihm recht sei, dem Sohne, habe er nicht gewußt, darum auch immer geschwiegen. „Aber das Höfli,“ fuhr er weiter, „das kann man halt nicht mitnehmen. Und jetzt einen Lehensmann suchen! Ein Jahr muß ich halt doch noch aushalten! Und das ist lang; wer weiß, wer dann noch da ist?“

„Der Bif?“ fuhr der Doktor jetzt auf, wie einer, der die Lösung einer schwierigen Aufgabe gefunden.

„Der Bif — was habt Ihr gesagt? ist er nicht um den Weg?“

„Er macht den Kopf! Wär kein übler; ein freiner Tschumpel,“ sagte der Vater; es habe halt ein wenig gerueßet, fuhr er fort, es sei doch auch wahr; man wär ja sonst so weit zufrieden gewesen. Aber wie das zugegangen zwischen dem Bif und dem Maitli, der Magd! er habe es nicht verantworten wollen! Nachgelaufen seien sie einander wie die Katzen im Hornung. Und der sei imstande gewesen, vom Feld nach Haus zu laufen, „habe den Tabak oder die Pfeife vergessen“, hieß es, oder die Haue sei lugg; war aber bloß die Langezeit nach ihm, dem Mägdli, was ihn heimtrieb. Am Abend kamen sie nicht voneinander, als ob sie mit Harz zusammenhielten. Und so sei er einmal dreingefahren, wie der Vogel in die Hühner; sie seien frei erschlüpft. So könne es nicht mehr

gehen, es sei vor Gott und der Welt nicht recht; er möchte dann nicht Bate sein, das hab' er ihnen gesagt; eines müsse fort, ob er oder es; aber anders tue er es nicht mehr. Da habe sie puekt gekündet. Sie wolle nicht im Wege sein, aber das hätte sie nicht gedacht von ihm, und das dauere sie, daß er so von ihnen denke.

„Wär sonst kein Ungattlicher gewesen, der Bif, und kein Mägdli. Nein, hält Sorg zu seinen Bagen und ließe sich für einen Zweier durch die Ohren stechen. Ja wahrli!“ —

„Vater, wißt ihr was? Gebt den Leutlein den Hof zu lehen, sie werden dazu schauen und hausen. Und wenn sie aneinander hangen, so geht wohl nichts nebenaus. Einen Gottslohn könnt Ihr Euch verdienen damit.“

Ihm sei es gleich, sagte der Vater, wenn er nur fortkomme. Man könne ihn ja hereinrufen.

Als der Bif den Sohn des Meisters sah, war es ihm nicht recht. Verlegen strich er das Haar aus der Stirn. Er schämte sich frei, so vorzutreten.

Während nun der Doktor alles erzählte, wie der Vater alt und müch sei und zu ihm kommen wolle, wie ihm die Ruhe zu gönnen sei, ging der Vater weg und holte ein Glas, und als er kam und Bif einschenkte und ihm bedeutete, Gesundheit zu machen, schüttelte Bif den Kopf. Er wollte es gar nicht glauben und sagte immer: „Es gebe halt doch noch Leute, an denen der Herrgott seine Freude haben könnt; er habe es immer gesagt.“

Aber dann preßierte er; er müsse gehen, wenn er noch vor dem Füttern zurück sein wolle. Das Maitli werde Augen machen. —

Es war fast ein freudig Scheiden, als am Abend der Doktor Reinert seinem Vater die Hand gab; nur war dieser ein wenig unzufrieden: er wollte, er könnte grad mit ihm heimgehn. Er solle Geduld haben, in vier, fünf Wochen sei alles möglich, tröstete der Sohn und ging frohen Sinns den Weg hinab. —

Schönwyl, wo der junge Doktor Reinert jetzt wirkt und wohnt, ist versteckt in einem Seitentälchen der Aar, als ob es sich gesüßet vor dem Ostwind, der manchmal so forsch hereinsetzt von der Staffelsegg. Und die grünen Hügel mit den dunklen Tannen schließen das freundliche Bild ein, das die braun und roten Ziegeldächer hinter den weißen Birn- und Kirschenbäumen bieten. Und die ernstesten, dunkeln Tannen schauen von dort oben herab wie die Wachmannschaft; so fest und starr stehen sie da, als wollten sie sagen: Da stehen wir und da hüten wir den Schönwylern ihre frühen Kirschen und ihre Rebberge vor Hagel und kalten Winden.

„So, Vater,“ sagte der junge Doktor zum alten Reinert Klaus, „da seid Ihr jetzt daheim, und da müßt Ihr's schön haben; da im Garten könnt Ihr spazieren und da auf dem Bänklein vor dem Haus könnt Ihr ruhen.“

Und dort stand des Doktors junge Frau mit dem Büblein auf dem Arm auf der Straße und schaute, die Hand über der Stirne, nach dem Mann aus, der jetzt im Fuhrwerk mit seinem Vater das Dorf herauffuhr. Dem Großvater tat es wohl bis ins Herz, als die Frau seines Sohns ihm die Hand bot und mit einem freundlichen Lächeln sagte: „Gottwilche bi-n-is, Großvater. Lueg, Seppli, der Großvater, gib ihm schön das Händli!“ Und es ward ihm warm, als das Büb-

lein ihn mit heitern Augen anblickte und die Händlein gegen ihn ausstreckte.

Der Großvater spürte die Freundlichkeit und Güte, die ihn hier umgab. Er fühlte, daß es ihm wohl wurde in diesem glücklichen Haus. Warum, konnte er nicht sagen; es war ihm wie einem müden Wanderer, der endlich ein Abendplätzchen findet.

Und als der Vater allein war in seinem Stübchen, das zu seiner Freud und Bequemlichkeit war hergerichtet worden, und als er alles beschaute, und es war so traulich und heiter, und als er hinausah in den Garten, wo die Bienen summten von einem blühenden Bäumchen zum andern, da kam fast eine Träne über seine Wange. Er war froh, daß er einen solchen Sohn hatte.

Und dann begann das neue Leben im Doktorhaus! Das war ein Anschauen und Bewundern die ersten Tage! Wie ein Knabe sein neues Bilderbuch durchblättert von vorn nach hinten, von hinten nach vorn, so lernte der Vater seinen Ruhfsitz kennen, zuerst das Haus, seine bequeme Einrichtung; und dann den Garten! Die Zwergbirnbäumchen, die um das Haus wie kleine Soldaten in Reihen ausgerichtet standen, mit fruchtbeladenen Zweigen, das junge Gemüse, das in üppiger Fülle aus dem fetten Boden strebte.

Anfänglich, in den ersten Tagen, war es ein Betrachten und Bewundern! Die Zeit ging hin wie bei der Arbeit. Als er das Haus und den Garten kannte, wie ein Kind sein Bilderbuch, da ging's zum Gartentürchen hinaus auf die Straße. Die Dorfstraße hinauf, hinab, links und rechts die Seitengäßchen, dann über die Felder; zuerst wagte er beinahe nicht, links und rechts zu schauen, es war ihm, er spüre die Blicke der Leute oder hörte, wie sie zueinander sagten: „Was ist das für einer?“ Er kehrte bald wieder zurück von seinen weitem Spaziergängen. Er wußte aus frühern Tagen, was er bei sich gedacht, oder im Unmut selber gesagt, wenn einer mit dem Stöcklein im Sonnenschein vorbeispazierte: „Dem Herrgott den Tag abstehlen, ist das eine Art?“ — Nun war er auch so einer, und wenn sie auf den Kartoffeläckern stehen blieben, sich auf den Hauenstiel stützten, mißmutig den Gruß erwiderten oder ihm nachriefen: „Spaziere? jetzt ist's schön z'spaziere,“ so wurde es ihm allemal heiß in seinem Heiligtagskittel, den er jetzt am Werktag trug. Wie ein Dieb kam er sich vor und auf Umwegen ging er heimwärts. Aber was nun? Ruhen? — Nun, da er nichts Neues mehr fand, betrachtete er das Doktorhaus und seinen Garten schon mit andern Augen. Da wuchs noch zuviel Gras zwischen dem weißen Riez der Gartenwege herauf! Und die Bäumchen! Da gab es schon noch Arbeit! Dieses Moos und diese Flechten schadeten doch dem jungen Holze! Und das Gemüse mußte auch wieder trocken haben. Und da die Reben; da waren ja viele Zweige nicht aufgebunden! Die Blumenbeete waren mit Steinen eingefast: aber da war auch wieder viel zu ändern. Er hatte jetzt Augen bekommen für vieles, das er früher gar nicht beachtet. Wohl, der Reinert Klaus würde Augen gemacht haben, wenn ihm vor paar Jahren einer gekommen wär und hätt gesagt: „Klaus, die Blumenbeete im Garten sind nicht in Ordnung,“ oder „die Rosenbäumchen sind nicht aufgebunden!“ Da war anderes zu tun! „Das ist Gvätterliarbeit!“ hätte er ihm gesagt. „Fuhrwerken, hacken, eggen, säen, mähen, aufladen, das ist gearbeitet!“

Aber jetzt war das anders. Immer auf der Bank sitzen, nein, das konnte er nicht. Er schämte sich vor sich selber. Das Spätaufstehen war auch nicht am Platz. Er mußte früher aus den Federn. Er fühlte es, die Beine wurden schon alle Tage schwerer, als ob er Bleigewichte nachschleppte, je später er herauskam.

Da ging er hinter die Zwergbäumchen, am Morgen früh, wenn viele noch schliefen. Wie er nun mit dem Kratzerli so emsig an den Stämmchen säuberte und jedes Nestlein glatt bürstete, als ob es gälte, für eine Soldateninspektion Staat zu machen, da hörte er eines Morgens die Magd, o er hatte noch gute Ohren: der Alte sei ein wunderlicher Schlusi, sie sehe es schon, es werde jetzt alle Tage besser, man vergönne einem noch das Bißchen Schlaf.

So war es ja nicht gemeint! Und es dauerte den alten Mann, daß man ihm seine Güte so auslegte. Aber etwas sagen, nein, das nicht; er war denn doch noch immer der Reinert Klaus. Als er einmal so versteckt an seinen Bäumen herumkroch, kam der Doktor heraus. Lachend schaute ihm der Vater entgegen; er dachte: „Poh, der wird Augen machen, wenn die Bäumchen so aussehen, glatt wie gewischt!“ Aber der Doktor kam mit einem Lächeln: „Was der Vater da machte?“ „Das ist eine Frage!“ dachte der Alte und blickte auf, als ob er ihm ein beleidigendes Wort zugerufen hätte. „Bückt Euch doch den Rücken nicht krumm, Vater, der Gärtner macht das schon!“

So? Hatte er also kein andres Wort dafür, daß er in manchen Stunden die Stämmchen gereinigt bis in jeden Zweig hinaus, daß auch kein Flecklein mehr zu sehen war, daß die Rinde glänzte, wie mit Seife gewaschen. „Ich wollte mich doch nicht noch abmühen, Vater,“ suchte der Sohn jetzt sein leicht hingeworfenes Wort zu mildern, als er des Vaters Verstimmung bemerkte.

Was sollte er denn machen? Ruhen! Ja dieses Wort hatte er jetzt schon bald genug gehört.

Ruhen! und das Büblein auf den Knien, ja das machte ihm Freude! Wenn es sich auf die Füßchen stellte und ihn aus den hellen Augen so lustig anblickte und krächte und hüpfte wie ein Bäcklein, da lachte ihm wohl das Herz im Leib; aber das war nicht immer so. Manchmal wollte das Bübli auch nichts vom Großvater wissen, begehrte fort zur Mutter oder zur Magd. Dann war der Großvater hilflos und froh, wenn man den Zwängbub ihm abnahm. Es war ihm auch nicht gegeben, zu tändeln und zu plünderlen mit Kindern, da er in der Gewohnheit der ernsten, strengen Arbeit nie dazu gekommen war.

Ein Peitschenknall von der Straße her, ein hemdärmeliger Knecht, der mit dem Pflug zu Acker fuhr, konnten es ihm antun. Er horchte, fuhr auf vom Schattenbänkchen, wie ein altes Kriegspferd beim Trompetenstoß, fragte sich in den grauen Haaren, stand und schaute dem Fuhrwerk nach, bis der Peitschenknall verhallte. Dann kam es ihm in den Sinn, ja die Reben am Haus, die sollten besser aufgebunden sein, so konnten die Nester doch nicht herunterhängen. Das konnte er tun, niemand merkte es, aber so tat es ihm weh in den Augen. Das füllte wieder einen Tag aus. Am Morgen am Waldbrand Weidenrütteln schneiden und am Nachmittage die losen Zweige aufbinden.

(Fortsetzung folgt.)